SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Twenty Years After: Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf

Schütze, Yvonne

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Schütze, Y. (2015). Twenty Years After: Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, *28*(1-2), 200-217. https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.10

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-51030-0

Twenty Years After

Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf

Yvonne Schütze

Nicht erst seit der aktuellen politischen Debatte über Fluchtmigration ist die Frage umstritten, wie Integrationsprozesse in der Migrationsgesellschaft verlaufen und mit welchen theoretischen Modellen sie angemessen erfasst werden können. Bei allen Differenzen gelten jedoch die sozialen Beziehungen zu Mitgliedern der aufnehmenden Gesellschaft als wichtiger Indikator für eine gelingende Integration. Allerdings handelt es sich bei empirischen Untersuchungen zu diesem Thema zumeist um Momentaufnahmen, die keine Auskunft darüber geben, wie sich die Beziehungen zwischen Migrantinnen und Migranten und Einheimischen im Zeitverlauf entwickeln. Der folgende Beitrag berichtet Ergebnisse einer qualitativen Langzeitstudie zur sozialen und beruflichen Integration junger russisch-jüdischer Migranten und Migrantinnen. Seit der ersten Erhebungswelle und dem ursprünglichen Forschungskonzept sind gut zwanzig Jahre vergangen. Damit ist die Chance verbunden, einen großen Zeitraum am Beispiel konkreter Migrationsgeschichten in den Blick zu nehmen. Zugleich ergibt sich jedoch das Problem, dass die soziologischen Konzepte, an denen sich das ursprüngliche Forschungskonzept orientiert hatte, angesichts der aktuellen Diskurse der Migrationsforschung neu diskutiert werden müssten. Dies gilt etwa für Konzeptionen transnationaler Netzwerke und Biographien (z.B. Pries 2007) oder die kritische Reflexion eines methodologischen Nationalismus (Beck/Grande 2010), die in der Migrationsforschung seit der Konzeptualisierung und Durchführung meiner Studie erheblich an Bedeutung gewonnen haben. Eine solche Diskussion leistet der vorliegende Artikel nicht. Es geht allein um einen Bericht über die Erfahrungen und Lebenssituationen russischer Jüdinnen und Juden, die vor nunmehr über fünfundzwanzig Jahren nach Deutschland gekommen sind.

Anlage und Methoden der Untersuchung

In den Jahren 1995/96, 1998/99 und 2002/2003 wurden junge russische Jüdinnen und Juden, die zum Zeitpunkt der Erstbefragung bereits seit etwa fünf bis sechs Jahren in Berlin lebten und hier den Status von Kontingentflüchtlingen hatten, interviewt (Schütze 1997).[1] Zur Zeit der ersten beiden Befragungen setzte sich die Gruppe noch mehrheitlich aus Studierenden, Schülerinnen und Schülern sowie einigen Auszubildenden zusammen. Zum dritten Zeitpunkt, also 2002/2003, waren bis auf wenige

1 In der Forschung über die Zuwanderung von Juden und Jüdinnen aus der ehemaligen UdSSR hat sich allgemein die Bezeichnung „russische Juden“ durchgesetzt (Schoeps/Jasper/Vogt 1999).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.10

Ausnahmen alle Befragten erwerbstätig. Von den ursprünglich 46 Teilnehmern an der Studie waren 2002/2003 noch 35 übrig geblieben. 2014/2015 ist es mir dann gelungen von diesen 35 Befragten noch einmal zehn Männer und zehn Frauen zu interviewen. Auf diese zwanzig Personen werde ich mich im Folgenden beziehen.

Die Datenerhebung erfolgte auf der Basis von Leitfadeninterviews und einer modifizierten Version des *Network Questionnaire* von Kahn/Antonucci (1980).[2] Das Leitfadeninterview umfasste außer der Frage nach Einschätzungen von und Interessen an sozialen Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft und Einheimischen noch weitere Themenkomplexe wie z.B. gegenwärtige Lebensumstände, politische und kulturelle Orientierungen, Bleibeabsichten und Zukunftspläne.

Im Netzwerkfragebogen wurden die Sozialdaten und das subjektive egozentrierte Netzwerk, an dem sich die tatsächlichen Beziehungen ablesen lassen, ermittelt. Interviews und Netzwerkfragebogen stellen zwei voneinander relativ unabhängige Datenquellen dar. Während die Interviews über Erwartungen an und Erfahrungen mit sozialen Beziehungen Auskunft geben, werden die Befragten mit Hilfe des Netzwerkfragebogens gleichsam dazu „gezwungen", Personen, die sie zu ihrem Netzwerk zählen, nicht nur zu benennen, sondern sie auch über die Platzierung in den drei Kreisen (siehe Fußnote 3) in ihrer emotionalen Bedeutsamkeit zu kategorisieren.

Zum Werdegang des Projekts

Die ursprüngliche Fragestellung der Untersuchung bezog sich auf den Umgang der russisch-jüdischen Migranten mit der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der jüdischen Welt vorherrschenden Norm, die besagte, dass ein Jude nach der Shoa sich nicht im Land der Täter niederlassen dürfe (Schütze 1997). In den folgenden Phasen der Untersuchung verlagerte sich der Schwerpunkt der Analyse dann auf die Frage der Eingliederung der russischen Juden in die deutsche Gesellschaft (Schütze 2000).

In der theoretischen Orientierung bezog ich mich auf das im Anschluss an Gordon (1964) von Esser formulierte Akkulturationsmodell[3] (Esser 1980, 2001) und das von Berry (1990, 2001) vorgeschlagene Konzept der Akkulturations- oder Handlungsstrategien. Das Esser'sche Modell unterscheidet vier Dimensionen: kognitive Akkulturation, die sich auf Spracherwerb und Kenntnisse von Regeln und Normen bezieht; strukturelle Akkulturation, die die Positionierung in der Berufs- und Statushierarchie der Gesellschaft betrifft; soziale Akkulturation, die sich an sozialen Kontakten zu

2 Der *Network Questionnaire* ist folgendermaßen aufgebaut: Es wird den Befragten ein Blatt Papier vorlegt, auf dem vier konzentrische Kreise abgebildet sind. Im inneren Kreis steht das Wort „Ich". Der Befragte wird nun aufgefordert, die Personen zu nennen, denen er sich so eng verbunden fühlt, dass er sich ein Leben ohne diese nur schwer vorstellen könnte. Die genannten Personen werden in den ersten Kreis, der dem „Ich" am nächsten liegt, eingetragen. Danach wird nach den Personen gefragt, denen sich der Proband auch eng verbunden fühlt, aber eben nicht so eng wie denen im ersten Kreis. In den dritten Kreis werden dann die Personen eingetragen, zu denen es zwar keine enge Bindung, aber soziale Kontakte gibt. Über jede der in einem der drei Kreise genannten Personen werden folgende Informationen erhoben: Alter, Geschlecht, Art der Beziehung (z. B. Sohn, Freundin, usw.), Dauer der Beziehung, bei Nichtverwandten Anlass der Beziehung, Herkunftsland und gegenwärtiger Wohnort der genannten Person.

3 Esser spricht zwar von Assimilation, gleichwohl verwende ich den Begriff der Akkulturation, da der Begriff der Assimilation häufig Anlass zu Missverständnissen ist.

Einheimischen bemisst, und schließlich identifikative Akkulturation, die auf ein Zugehörigkeitsgefühl zur aufnehmenden Gesellschaft abzielt. Einbürgerungs- und Bleibeabsicht gelten als Indikatoren für identifikative Akkulturation, während die Aufrechterhaltung kultureller Gebräuche aus dem Herkunftsland nicht für ein Zugehörigkeitsgefühl zur neuen Gesellschaft spricht.

Dieses Modell erfuhr Kritik von verschiedenen Seiten. So postuliert bereits Elwert (1982), dass auch Binnenintegration ein wichtiger Mechanismus ist, die Eingliederung in die neue Gesellschaft zu fördern. Binnenintegration besagt, dass Migranten auf der Basis geteilter Werte und Sprache soziale Netzwerke bilden, in denen Unterstützungsleistungen erbracht werden, die ihrerseits zur Integration beitragen. Esser selbst betont, dass gegen seine vorherigen Annahmen die Eingliederung in die aufnehmende Gesellschaft keineswegs die Aufgabe ethnischer Ressourcen und Identitäten erfordere (Esser 2008). Und unter dem Namen *selective acculturation* firmiert ein aus den USA stammendes Konzept, demzufolge Migranten gerade auf der Basis eigenethnischer Beziehungen und Orientierungen eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft bewerkstelligen können (Portes/Rumbaut 2001).

Vor dem Hintergrund dieser modifizierten Annahmen über eine gelingende Eingliederung in die Gesellschaft werde ich nunmehr der Frage nachgehen, wie sich soziale Beziehungen der befragten russischen Juden zu Einheimischen und Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft im Zeitverlauf verändern und wie sich diese Veränderungen möglicherweise erklären lassen.

In der Auswertung wurden die Aussagen der Interviewten je einer der von Berry (1990, 2001) für die Migrationsforschung vorgeschlagenen Akkulturations- oder Handlungstatregien – Integration, Separation, Assimilation und Marginalisierung – zugeordnet. Integration bezeichnet, abweichend vom üblichen Sprachgebrauch, eine Handlungsstrategie, die eine Balance hält zwischen der Aufrechterhaltung der Herkunftskultur und sozialen Beziehungen zu deren Mitgliedern und der Hinwendung zur neuen Kultur und den Einheimischen. Separation meint das Festhalten an der Herkunftskultur und die Vermeidung von Kontakten zu Einheimischen. Assimilation bezeichnet den völligen Rückzug aus der Herkunftskultur und aktive Bemühungen um Beziehungen zu Einheimischen. Marginalisierung bezeichnet einen völligen Rückzug aus der Herkunftskultur bei gleichzeitiger Ablehnung von Kontakten zu Einheimischen. Da Assimilation und Marginalisierung in meinem Sample praktisch keine Rolle spielten, wird im Folgenden nur von Integration und Separation die Rede sein

Zentrale Ergebnisse der ersten drei Interviewreihen

Die Auswertung der *Netzwerkfragebögen* erbrachte für die 35 Personen, die an allen drei Befragungen teilgenommen hatten, im Wesentlichen folgende Ergebnisse: Über alle drei Zeitpunkte werden durchschnittlich etwa vier bis fünf aus dem Herkunftsland stammende Freunde genannt. Dagegen bleibt die Anzahl der deutschen Freunde konstant niedrig, auch wenn sie im Zeitverlauf im Durchschnitt von 0,7 über 1,3 auf 1,4 ansteigt. Aus den *Interviews* ergaben sich ein deutlicher Abfall der Segregationsstrategie und ein Anstieg der Integrationsstrategie. Während zum ersten Zeitpunkt 62 Prozent der Befragten als „Separatisten“ eingestuft wurden, waren es zum dritten Zeitpunkt nur noch 38 Prozent (Schütze 2006).

Die Konfrontation der Ergebnisse aus dem *Network Questionnaire* mit den aus den Interviews rekonstruierten Handlungsstrategien hatte erbracht, dass diejenigen, die die Integrationsstrategie verfolgten, statistisch signifikant mehr deutsche Netzwerkmitglieder aufwiesen als Personen, die sich der Separationsstrategie bedienten. So hatten z. B. vier „Integrationisten" deutsche Partner geheiratet, wobei allerdings zwei dieser Ehen inzwischen wieder geschieden sind. Man könnte also vermuten, dass sich zwölf Jahre nach der letzten Befragung und etwa 25 Jahren Aufenthalt in Deutschland die hier aufgezeigte Tendenz zu mehr deutschen Freunden zumindest bei den „Integrationisten" fortgesetzt hätte. Betrachtet man nun, wie sich die Netzwerke und Handlungsstrategien der zwanzig 2014/2015 befragten Personen im Zeitverlauf entwickelt haben, so lässt sich diese Vermutung allerdings nicht bestätigen.[4]

Soziale Beziehungen zu Einheimischen im Zeitverlauf

Die durchschnittliche Anzahl der deutschen Netzwerkmitglieder beträgt über die verschiedenen Befragungszeitpunkte 1,2; 1,8; 2,0 und 1,3. 14 Befragte waren zu T3, also 2002/2003, als Anhänger der Integrationsstrategie und sechs als Anhänger der Separationsstrategie kategorisiert worden. Die 14 „Integrationisten" bringen es zu T4 auf insgesamt 22 deutsche Freunde, während die sechs „Separatisten" insgesamt nur vier deutsche Freunde nennen, was angesichts der kleinen Fallzahl allerdings nicht überbewertet werden darf. Dennoch kann man sagen, dass sich bei den Separatisten offensichtlich keine Veränderung zeigt und die Integrationisten gleichsam auf ihre Anfänge zurückfallen.

Im Integrationsreport des Bundesamtes für Migration (2010) wird ebenfalls festgestellt, dass Kontakte zwischen Migranten und Deutschen mit steigendem Alter sinken. Angesichts dessen, dass es sich um eine Querschnittsanalyse handelt, bemerken die Autoren sehr richtig, dass man nicht sicher sein könne, ob sich dieses Muster reproduziere. „Es könnte auch zu erwarten sein, dass die jüngeren ihre Kontakthäufigkeit mit steigendem Alter beibehalten" (Integrationsreport 2010: 29). Da es sich hier aber um einen echten Längsschnitt handelt, können wir mit guten Gründen, auf die ich weiter unten eingehen werde, annehmen, dass es sich tatsächlich um einen Alters- oder besser einen Lebensphaseneffekt handelt.

Für den tendenziellen Niedergang der sozialen Beziehungen zu Deutschen spielt, so meine Interpretation, einmal die berufliche Integration und zum anderen die starke Identifikation mit der russischen Kultur, vor allem der Sprache, eine entscheidende Rolle.[5] So arbeitet genau die Hälfte der Befragten als „Dienstleister" sowohl für Russen in Deutschland als auch für reiche Russen in Russland. Was sind das für Dienstleistungen? Russen, die sich in Berlin medizinisch behandeln lassen wollen, können sich z.B. an eine Agentur wenden, die ihnen Ärzte vermittelt, Termine festmacht und Befunde übersetzt. Oder Russen, die ihr Kapital in Deutschland anlegen wollen, be-

4 Bei den 2014/15 befragten Personen war eine Differenzierung zwischen Separations - und Integrationsstrategie nicht mehr möglich, da sich die Positionen stark angenähert haben.

5 Wie aus Studien über russische Juden in den USA hervorgeht, berichten russisch-jüdische Migranten der zweiten Generation ebenfalls, dass sie großen Wert auf russische Kultur und Sprache legen und dass ihre Freunde mehrheitlich aus der ehemaligen UdSSR stammen (vgl. die Übersicht bei Remennick 2013).

schäftigen Steuerberater, Anwälte, Anlageberater und Immobilienmakler. Es gibt auch russischsprachige Zeitschriften und Fernsehkanäle sowie Reisebüros, die ausschließlich Reisen für Russen organisieren, oder Pflegedienste, die mehrheitlich Russen betreuen, die in Deutschland leben.

Die Hälfte der Befragten geht in diesen „russisch-orientierten" Feldern einer Erwerbstätigkeit nach; von ihnen unterhalten nur drei soziale Beziehungen zu Deutschen ohne Migrationsgeschichte. Von den übrigen zehn Befragten, die in deutschen oder anderen europäischen Betrieben arbeiten, geben sechs an, deutsche Freunde zu haben.

Bei den vorherigen Befragungen begründeten die russisch-jüdischen Migranten den fehlenden Kontakt zu Deutschen zumeist mit dem Verweis auf Mentalitätsunterschiede, die Freundschaften ihrer Meinung nach erschwerten, wenn nicht gar verhinderten (Schütze 2000, 2006). Heute fällt der Begriff Mentalitätsunterschiede kein einziges Mal mehr, und niemand ist mehr der Meinung, dass Freundschaften mit Deutschen schwierig seien. Gleichwohl wählen die russisch-jüdischen Migranten häufig ihre Freunde bewusst aus der russischen Community. Alexander formuliert es so: „Die Russen braucht man wegen der Sprache. Man bleibt in seiner Kultur. Ich komme nicht darum herum, Russe zu sein." Freundschaften zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft werden als selbstverständlicher, als „emotional entspannender", wie z.B. Ilana sagt, empfunden. Zu dieser „emotionalen Entspannung" trägt besonders die russische Sprache bei. Alle Befragten betonen, wie wichtig ihnen die russische Sprache ist, und die meisten besuchen mindestens einmal im Jahr das jeweilige Herkunftsland. Diejenigen, die Kinder haben, achten darauf, dass ihre Kinder russisch lernen, und zwar nicht nur zu Hause, sondern in speziellen Schulen. Besonders stolz sind die Eltern, die sagen können: „Mein Kind spricht akzentfrei russisch." Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass von den *Drop-outs*, also denen, die an der letzten Befragung nicht mehr teilgenommen haben, immerhin vier Personen in ihr Herkunftsland zurückgekehrt sind. Dagegen ist niemand nach Israel gegangen, obwohl diese Absicht bei früheren Befragungen mehrfach geäußert wurde. Bis auf zwei Ausnahmen sind alle Befragten mittlerweile deutsche Staatsbürger und machen mehrheitlich von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Auch die beiden Ausnahmen würden sich einbürgern lassen, wenn ihnen die doppelte Staatsangehörigkeit zugestanden würde. Und niemand beabsichtigt mehr – wie noch 2002/2003 –, in ein anderes „besseres" Land weiter zu wandern. Auch die Besorgnis vor einer Wiederkehr des Nationalsozialismus oder Antisemitismus wird im Gegensatz zu vorherigen Befragungen nicht mehr geäußert. Die Identifikation mit dem Judentum dagegen ist schwächer geworden, das Interesse an Israel hat merklich nachgelassen, und die Beziehungen zur Jüdischen Gemeinde befinden sich nahezu auf dem Nullpunkt.

Am Beispiel zweier Fallgeschichten sollen im Folgenden die Unterschiede im Umgang mit Deutschen veranschaulicht werden.

Larissa kommt 1991 im Alter von 14 Jahren mit ihrer Mutter nach Berlin. Ursprünglich wollte die Familie in die USA auswandern. Da aber der Vater 1990 ein Jahr als Trainer in Berlin gearbeitet hatte und es ihm hier gut gefiel, entschied er, die Familie nachkommen zu lassen. Einige Zeit nach der Ankunft von Mutter und Tochter stirbt der Vater. Larissas Mutter ist Chemikerin und hatte in Moskau eine Dozentenstelle an einer Universität. Da sie in Berlin keine Stelle in ihrem Beruf findet, nimmt sie eine schlechtbezahlte Tätigkeit in der Altenpflege auf. Ihre finanzielle

Situation ist denkbar bescheiden. Larissa sagt: „Es reicht nicht, aber wir versuchen das Beste daraus zu machen."

In Moskau besuchte Larissa außer der Schule eine jüdische Sonntagsschule, eine Musik- und eine Ballettschule. In Berlin sind Musik- und Ballettunterricht nicht mehr bezahlbar, außerdem muss sie sehr viel für die Schule arbeiten. Geblieben sind aber etliche Aktivitäten mit Kindern in der jüdischen Gemeinde. Larissas Einstieg in das deutsche Bildungssystem ist keineswegs einfach. Da sie kein Deutsch kann, wird sie von einer Schule zur anderen gereicht, bis sie schließlich dank einer engagierten Realschullehrerin und guter Kenntnisse in Mathematik und Physik in einem Gymnasium aufgenommen wird. Über ihre Beziehungen zu Deutschen sagt sie beim ersten Interview:

> *Ich hatte keine Probleme, und ich wurde auch von den Menschen sehr gut aufgenommen, und ich hab auch sehr viele deutsche Freunde, und das gefällt mir sehr.* (Larissa 1995)

Dass ihre russisch-jüdischen Freunde Schwierigkeiten mit Deutschen haben, ist ihr bekannt, betrifft sie selbst aber nicht, wie sie sagt:

> *Also ich hab gehört von meinen Freunden, es gibt immer eine Grenze. Vielleicht sieht man sie nicht, aber es gibt sie immer. Und für diejenigen ist es ein bisschen schwer miteinander zu kommunizieren. Ich hatte nie Probleme damit, und das gefällt mir an den Menschen, die ich kenne.* (Larissa 1995)

Mentalitätsunterschiede zwischen russischen Juden und Deutschen, die ihren Mitmigranten als Hindernisse für die Aufnahme sozialer Beziehungen gelten, sind für Larissa eher ein Anreiz:

> *Ich meine – ganz kurz nur – es ist klar, dass die Menschen verschiedene Mentalitäten haben, aber das spielt, das ist nur interessanter für mich, das spielt für mich nicht so eine große Rolle. Das heißt nicht, dass sie ein bisschen anders sind, dass sie vielleicht eine andere Religion haben oder andere, was weiß ich, andere Mentalität, das zieht mich nur an.* (Larissa 1995)

Zu allen Befragungszeitpunkten wurde den russischen Juden die Frage gestellt: „Wenn Sie ein Buch über ihre Migrationsgeschichte schreiben würden, welchen Titel würden sie ihm geben"? Larissa antwortet im ersten Interview auf diese Frage:

> *Vielleicht, ich weiß nicht, vielleicht „Meine Kindheit" oder, weil es hat sehr viel mit meiner Kindheit zu tun. Hier in diesem Alter, wo 14 Jahre, wo eigentlich das eigentliche Leben anfängt, wo man alles zu verstehen sucht. Vielleicht würde ich genau so schreiben, wie es bei mir war, wie es mit der Schule angefangen, Schule, die ersten Freunde. Vielleicht würde ich noch meine Krankheit, ich hab Asthma, und es hat hier angefangen, war auch ein Kapitel für sich. Das Treffen mit dem Vater, das war auch ein sehr eigenes für mich, denn wir haben uns ein Jahr, ein Jahr lang nicht gesehen. Und danach vielleicht die neue Wohnung, und es war alles neu für mich, neue Stadt Berlin. Das war*

> *auch sehr aufregend, das Ganze und danach vielleicht die Krankheit, danach die Schule – das war auch ein Problem erst mal.* (Larissa 1995)

So unauffällig dieser kurze Bericht über ihre Anfangsjahre in Berlin auch erscheinen mag, so wird dennoch deutlich, wie schwierig und anstrengend diese Zeit für Larissa gewesen sein muss. Hinzu kommt, dass sie als Jüdin ihr Dasein in Deutschland nicht als unproblematisch empfindet. Denn zu der Frage, wie sie sich ihr Leben in fünf Jahren vorstellt, bemerkt sie im gleichen Interview:

> *Also vorausgesetzt, ich bleibe hier, möchte ich unbedingt studieren, und wenn es geht, auch hier arbeiten, und ich hoffe, die Beziehung zwischen Juden und Deutschen wird immer besser, hoffe ich, das wird sich in gute, in gute Richtung entwickeln, nicht in die andere. Also man weiß schon, was man meint. Die Geschichte wollen wir nicht wiederholen. Man hat ein bisschen – Entschuldigung – man hat ein bisschen Angst, also zum Beispiel die älteren Leute haben immer noch Angst, hier zu bleiben, aber die Jugendlichen nicht.* (Larissa 1995)

Als Larissa auf das Thema jüdisch-deutsche Beziehungen kommt, wechselt sie von „ich“ über das unpersönliche „man“ zu „wir“. Zunächst macht sie nur eine Andeutung: „man weiß schon, was man meint“, nämlich die Ermordung der Juden durch die Deutschen. Der anschließende Satz: „Die Geschichte wollen wir nicht wiederholen“ hat den Charakter einer Beschwörungsformel, die Geschichte darf sich nicht wiederholen. Larissa nimmt an, sie könnte die deutsche Interviewerin kränken („Entschuldigung“), gleichwohl, sie will und kann nicht so tun, als ob die Vergangenheit vorbei und erledigt sei.

Zum zweiten Befragungszeitpunkt, vier Jahre später, studiert Larissa Medizin. Sie hat gerade das Physikum bestanden. Nebenbei arbeitet sie unentgeltlich in einer Institution des Ärzteverbandes mit HIV-infizierten Kindern, und in der jüdischen Gemeinde beteiligt sie sich an Aktivitäten für jüdische Kinder. Sie bekommt BAFöG und hat, um sich etwas dazu zu verdienen, einen Job als Babysitterin angenommen. Larissas Leben ist beinahe ausschließlich durch Lernen bestimmt:

> *Ja, das richtige Fach hab ich gewählt, aber es macht mir, es macht mir schon sehr viel Spaß, und ich kann mir nicht vorstellen, was anderes zu machen, aber es ist auch sehr schwer, und es verlangt sehr viel Geduld, und man muss viele Sachen aufgeben können und wollen. Deswegen hat es in letzter Zeit zum Beispiel gar keinen Spaß gemacht, weil ich nur für‘s Physikum lernen musste, ohne sozusagen, ohne mir die Zeit zu nehmen, das wirklich zu verstehen. Ja, also ich konnte an manchen Tagen oder es hat halt auch Monate gedauert, wo ich zum Beispiel gar nicht rausgekommen bin. Ich musste nur lernen, lernen, lernen. Ich bin in die Uni gegangen, zurück und nur gelernt. Nachtsüber auch.* (Larissa 1999)

Weil Larissa nie Zeit hat, hat sich ihr Freund von ihr getrennt. Ihr sonstiger Freundeskreis setzt sich aus Mitmigranten und Deutschen zusammen. Ihre Antwort auf die Frage, wie sie sich ihr Leben in fünf Jahren vorstellt, entspricht genau dem, was sie vier Jahre zuvor geäußert hat:

> *Also ich, in fünf Jahren werde ich wahrscheinlich schon mehr oder weniger fertig sein, und ich glaube, bis dahin bleibe ich erstmal in Deutschland. Also mein Studium werde ich in Deutschland fortsetzen, aber vielleicht nach dem Studium mal versuchen, irgendwo einen Arbeitsplatz zu finden. Vielleicht in Amerika, weil, ich sehe einfach keine Möglichkeit als Ärztin in Deutschland zu arbeiten. Und da das Studium sehr hart ist, weiß ich nicht, ob sich das Ganze lohnt, wenn man weiterhin in Deutschland bleibt.* (Larissa 1999)

Drei Jahre später, zum dritten Befragungszeitpunkt, berichtet Larissa auf die Frage, wie es ihr inzwischen ergangen ist:

> *Ja, also ich war eigentlich, das Leben ist eigentlich an der Uni konzentriert, ich studiere sehr intensiv, und bald bin ich fertig. Ich bin kurz vor dem zweiten Staatsexamen, also im Sommer werde ich mit dem zweiten Staatsexamen fertig sein, und dann fange ich an zu arbeiten, das praktische Jahr, und wie gesagt, ich bin ziemlich viel mit der Uni beschäftigt, jetzt habe ich noch die Doktorarbeit angefangen zu schreiben, und ja für die Familie bleibt wenig Zeit, leider.* (Larissa 2002)

Larissa hat einen neuen Freund „eine ernsthafte Beziehung". Ihr Freund stammt aus Südosteuropa und ist gleichfalls Medizinstudent. Ihretwegen ist er von Westdeutschland nach Berlin umgezogen. Larissa und ihr Freund planen, eine Zeit als Ärzte im Praktikum im Ausland zu verbringen. Obwohl sie inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft hat, ist es nach wie vor Larissas Wunsch, Deutschland zumindest für eine Zeit zu verlassen.

Auf die Frage, ob sie das Studium als mühsam empfunden hat, antwortet sie:

> *Also, ich beurteile das als mühsam, das haben Sie gut gesagt, und sehr hart, aber das ist auch eine Sache der Ansprüche, weil ich von meinen Freunden sehe, zum Beispiel von meinem Freund, der nimmt das Ganze locker, und deswegen kann er besser damit umgehen. Das Studium selber, die Zeiten, die Prüfungen, empfand ich als sehr hart, das habe ich sehr ans Herz genommen, aber meine Ansprüche, denke ich, sind auch höher als zum Beispiel die von meinem Freund. Deswegen mache ich mich kaputt, um irgendetwas zu schaffen, obwohl man das eigentlich auch anders schaffen kann, vielleicht nicht so gut, aber ohne Verlust jeglicher Nerven.* (Larissa 2002)

Das Buch über die Migrationsgeschichte würde sie diesmal „Mein Leben" nennen, und sie fügt hinzu:

> *Ich glaube, je älter ich werde desto mehr merke ich, wie wichtig die Migration war, wie das Ganze mich beeinflusst hat, als kleines Kind habe ich das wohl nicht gemerkt, wie gesagt, ich merke mit der Zeit immer mehr den Unterschied zwischen mir und anderen Menschen, dass ich irgendwie anders bin, ich doch viel mehr erlebt habe als die Bekannten von mir, die hier leben, und dass ich irgendwie ein ganz anderes Leben geführt habe bis jetzt, dass man einfach im*

> *Alter von 14 Jahren in ein ganz anderes Land kommt, die ganzen Erfahrungen damals verarbeitet, die andere Sprache lernen, andere Freunde findet, dass man irgendwie so zweigeteilt ist.* (Larissa 2002)

Erst jetzt nach über zehn Jahren Aufenthalt in Deutschland wird Larissa sich eines Gefühls des Fremdseins bewusst. Und sie, die Jahre zuvor die Unterschiede zwischen Deutschen und Migranten nicht als störend empfand, befindet nun:

> *Ich finde, viele deutsche Studenten sind für mich menschlich sehr begrenzt, insofern, dass man sich mehr für seine eigenen Sachen interessiert als für die Sachen der anderen Menschen.* (Larissa 2002)

2015, also dreizehn Jahre später, lebt Larissa mit ihrem Mann (dem Freund aus dem dritten Interview) und ihrem zweijährigen Sohn in einer mittelgroßen Stadt in Westdeutschland. Larissa hat schwere Jahre hinter sich. Ihr Mann war sehr krank, und der kleine Sohn, der als Frühgeburt mit einer schwachen Lunge auf die Welt kam, bedarf immer noch besonderer Pflege und Zuwendung. Gleichwohl, Larissa geht es nach eigenem Bekunden gut. Sie ist eine begeisterte Ärztin: „Der lang ersehnte Traum ist in Erfüllung gegangen." Sie und ihr Mann arbeiten beide als Fachärzte in der gleichen Klinik, mit deren Arbeitsbedingungen auch beide sehr zufrieden sind. Larissa ist eine der vier Befragten, die heute mehr deutsche Freunde haben als bei den vorherigen Interviews. Darauf angesprochen, dass sie beim letzten Mal ihre deutschen Kommilitonen als „menschlich begrenzt" empfand, lacht sie und sagt:

> *Ich habe sehr viele deutsche Freunde, und die interessieren sich auch für andere, so wie wir auch.* (Larissa 2015)

Larissas Beziehungen zu Deutschen sind nicht geradlinig verlaufen. Während der ersten Jahre war sie neugierig und offen für neue Kontakte. Erst sehr viel später, zu einer Zeit, als das Studium besonders anstrengend ist, wird ihr klar, wie verschieden ihre Lebenssituation von der der Einheimischen ist. Und enttäuscht konstatiert sie, dass die sich nur für sich selbst interessieren. Diesen Tiefpunkt in ihrer Migrationsgeschichte hat Larissa überwunden, denn heute hat sie deutsche Freunde, die sich, genau wie sie es immer getan hat, auch um andere Menschen kümmern. Immer noch fände Larissa es spannend, eine Zeitlang im Ausland zu arbeiten, um dann aber zurückzukehren, denn, so sagt sie: „Ich fühle mich in Deutschland zu Hause, auf jeden Fall."

Das folgende Beispiel wurde als Kontrastfall ausgewählt. Es demonstriert einmal, wie stark die Bindung an die russische Sprache und Herkunftskultur ist, zum anderen, dass Migranten auch ohne soziale Beziehungen zu Einheimischen ein Zughörigkeitsgefühl zur aufnehmenden Gesellschaft entwickeln können.

Mark wollte ursprünglich nach Israel auswandern und hatte schon damit begonnen, Hebräisch zu lernen. Im März 1990 besuchte er mit seinen Eltern eine Tante in Berlin. Danach votierte die ganze Familie dafür, nicht nach Israel, sondern nach Berlin zu gehen. Mark hatte schon in seinem Herkunftsland mit einem Studium der Wirtschaftswissenschaften begonnen, das er in Berlin als BWL-Studium fortführt und im Jahr 2000 abschließt. Bereits 1995, beim ersten Interview, fühlte Mark sich in Berlin zu Hause. Auf die Frage, warum er sich hier zu Hause fühle, antwortete er damals:

> *Also ich weiß nicht, wenn ich in Urlaub fahre, da fühle ich mich nicht so gut, da kenn ich meine Rechte nicht, also wo ich meine Rechte kenne und wo ich die habe, da bin ich zu Hause.* (Mark 1995)

Drei Jahre später ist Mark mit einer nicht-jüdischen Russin verheiratet und sein Einbürgerungsverfahren läuft. In völliger Übereinstimmung mit seinen Aussagen im ersten Interview begründet er auch im zweiten Interview sein Zugehörigkeitsgefühl damit, dass er sich hier sicher fühlt.

> *Ich fühle mich hier zu Hause. Wenn ich irgendwo in Urlaub fahre, so vergleiche ich immer mit Deutschland, und hier fühle ich mich am sichersten. Hier kenne ich die Gesetze, hier kenne ich die Leute, hier weiß ich, wie ich mit Leuten umgehen soll und was ich von welchen Leuten erwarten kann.* (Mark 1998)

Wenn hier von Leuten die Rede ist, handelt es sich allerdings eher um eine Erwartungssicherheit im Alltagsleben als um konkrete Beziehungen zu Mitgliedern der deutschen Gesellschaft. Mark unterhält nämlich keine Beziehungen oder gar Freundschaften zu Deutschen. Damit entfällt – im Sinne der Migrationstheorien – ein zentrales Element im Verhältnis zur aufnehmenden Gesellschaft. Das sieht Mark selbst genauso, wenn er sagt:

> *Ich fühle mich integriert, ohne deutsche Bekannte zu haben, das ist so ein Paradox, aber ich fühle mich integriert.* (Mark 1998)

Zum dritten Befragungszeitpunkt leben Mark, der inzwischen deutscher Staatsbürger ist, und seine Frau in Westdeutschland, wo Mark seit zwei Jahren in einer Unternehmensberatung arbeitet. Während eines Besuchs bei seinen Eltern in Berlin trifft er sich mit mir zum Interview. Seine Haltung zu Deutschland und seinen Bewohnern ist unverändert. Zu Deutschland sagt er:

> *Was mir gefällt, ist die Rechtssicherheit auf jeden Fall, aber das muss nicht nur Deutschland sein, das, glaube ich, ist in Westeuropa oder westlicher Welt auch. Was mir wirklich gefällt, dass ich mein Leben hier leben darf, also ich muss mich nicht fügen der Gesellschaft, ich muss nicht in die Kirche gehen oder um vier Uhr Tee trinken oder noch irgendwas, dass ich sofort aus dem Rahmen falle, es ist so in Deutschland, die Gesellschaft ist schon so differenziert, so unterschiedlich, dass ich da gar nicht auffalle.* (Mark 2002)

Hier klingt ein Bild von Deutschland als einer multikulturellen Gesellschaft an. Vor diesem Hintergrund sagt er über seine sozialen Beziehungen zu Deutschen:

> *Bei der Arbeit, ich habe zehn Stunden am Tag, und da habe ich zehn Stunden am Tag Beziehungen zu Deutschen, aber nach der Arbeit keine, da hat sich nichts geändert.* (Mark 2002)

Und er fügt hinzu: „Wir leben relativ zurückgezogen, wenn man das als 30-Jähriger so sagen kann."

Nach weiteren 12 Jahren, beim letzten Interview, leben Mark, seine Frau und ein mittlerweile neunjähriger Sohn wieder in Berlin. Sie haben ein ansehnliches Haus in einem südlichen Stadtteil gebaut. Seine Frau betreibt ein Reisebüro, dessen Kundschaft beinahe ausschließlich aus „neuen Russen" besteht, also Russen, die während der vergangenen Jahre zu Geld gekommen sind. Mark selbst hat sich – nach einer Phase der Arbeitslosigkeit – zum SAP-Berater umschulen lassen und gerade eine neue Stelle in diesem Beruf angetreten.

Auch diesmal nennt Mark keinen Deutschen in seinem Netzwerk. Und ähnlich wie andere Befragte befindet auch er:

> *Es sind letztlich die Gemeinsamkeiten, die verbinden. In Deutschland zum Beispiel gehört Russisch dazu. Ähnliche Kindheitserinnerungen und sozialer Hintergrund, Geschichts-, Literatur-, Kino-Kenntnisse, sogar die Essenskultur machen die Bekanntschaften stabiler. Und die Neugier für die anderen lässt mit der Zeit nach. Und so kommt es, dass man auch mal gerne mit den anderen kommuniziert, die nachhaltige Beziehung bleibt jedoch aus.* (Mark 2014)

Obwohl Mark also auch nach 25 Jahren nicht einen Deutschen in sein Netzwerk aufgenommen hat, fühlt er sich der deutschen Gesellschaft zugehörig. Dieses Zugehörigkeitsgefühl konstituiert sich einmal über das Bewusstsein, hier unveräußerliche Rechte zu haben. Zum anderen verfügt er – wie Alfred Schütz es nennt – über die Kenntnis der „Kultur- und Zivilisationsmuster" (Schütz 1944/1972: 60) der hiesigen Gesellschaft, sodass er sagen kann: „Hier weiß ich in jeder Situation, wie ich mich benehmen soll." Diese Verhaltenssicherheit ist ihm zum Beispiel in seinem Heimatland, in das er oft reist, abhandengekommen, da er dort nicht mehr weiß, wie er sich benehmen soll. Folgerichtig sagt er denn auch: „Ich fühle mich deutsch, wenn ich in Russland bin."

Ob allerdings die Deutschen ihn ihrerseits als zugehörig definieren, davon ist Mark nicht überzeugt. Denn nach seiner Meinung wird nur der als Deutscher akzeptiert, der akzentfrei spricht. Dies in Rechnung stellend, befindet er denn auch: „Wenn ich anfange zu reden, fühle ich mich zu 50 Prozent deutsch."

Soziale Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft

Zurück zu den Ergebnissen des gesamten Samples: Erstaunlich ist der Befund, dass im Laufe der Zeit nicht nur die Anzahl der deutschen Freunde gesunken ist, sondern gleichermaßen die der Freunde aus der Herkunftsgesellschaft. So haben von den 20 Befragten elf Personen weniger Freunde als zum Zeitpunkt des ersten Interviews. Dagegen ist die Anzahl der Verwandten noch leicht gestiegen. Dieser Zuwachs an Verwandten ist auch den inzwischen zur Welt gekommenen Kindern zu verdanken. Gleichzeitig aber tendieren die Befragten nunmehr auch dazu, Verwandte im Netzwerk zu nennen, die in früheren Interviews keine Erwähnung fanden, was insgesamt auf eine stärkere Familienorientierung in dieser Lebensphase verweist.

Die leichte Verringerung der sozialen Beziehungen zu Deutschen steht, so die Interpretation, einerseits in einem Zusammenhang mit der starken Verankerung in der russischen Kultur. Andererseits aber ist der Schwund sozialer Beziehungen nicht nur zu „deutschen", sondern ebenso zu „russischen" Freunden offenbar einem Alters-

oder besser Lebensphaseneffekt geschuldet, der auch in Studien, die nicht mit Migrationsprozessen befasst sind, festgestellt wurde (Marbach 2007; Wrzus. et al. 2012).

Zur Zeit der ersten Interviews waren die Befragten zumeist Studierende und später junge Erwachsene, die erst relativ kurze Zeit ins Erwerbsleben eingetreten waren. Beim letzten Interview sind die Studienteilnehmer alle etwa um die 40, ganztags erwerbstätig und haben häufig Kinder und alte Eltern, um die sie sich mit großem Engagement kümmern. Von den 16 Personen z.B., die Kinder haben, haben neun weniger Freunde als bei der ersten Befragung. Bei dreien zeigt sich kein Unterschied und vier haben mehr Freunde. Hier liegt die These nahe, dass das mittlere Erwachsenenalter zur Pflege von Freundschaften strukturell nicht gut geeignet, da andere Pflichten und Neigungen Vorrang haben. Dagegen nehmen Freundschaften in der Jugendphase einen zentralen Stellenwert im Leben ein. Einmal erleichtern sie die Ablösung vom Elternhaus, zum anderen vermitteln sie Anerkennung und Prestige. Dies wiederum stärkt die Selbstachtung, die gerade bei Jugendlichen oft zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühlen hin und her schwankt. Da viele Freunde zu haben gleichsam als Ausweis für sozialen Erfolg gilt, wäre es möglich, dass Jugendliche und junge Erwachsene mehr Zeit in Freundschaften investieren und/oder weniger wählerisch sind, jemanden als Freund zu bezeichnen, als im späteren Lebensverlauf. Wie sehr von einer Lebensphase zur nächsten die Bedeutung der Verwandten zugenommen und die der Freunde abgenommen hat, lässt sich an den Nennungen im engsten Kreis der Netzwerkerhebung ablesen. Bei der ersten Befragung 1995/96 wurden 71 Verwandte und 34 Freunde im ersten Kreis aufgeführt, bei der letzten Befragung waren es 95 Verwandte und vier Freunde.

Wie aus theoretischen Überlegungen und empirischen Forschungen hervorgeht, werden Freunde in der Regel auf der Basis von Ähnlichkeit ausgewählt (Bell 1981; Marbach 2007). Freunde haben zumeist einen ähnlichen sozialen Status, pflegen einen ähnlichen Lebensstil, gehören oft dem gleichen Geschlecht und in etwa der gleichen Altersgruppe an. Wenn nun die ursprünglich ähnlichen Positionen, die die Freunde in der Statushierarchie der Gesellschaft einnehmen, auseinanderdriften, dürfte dies der Freundschaft kaum förderlich sein.

Im Folgenden werde ich an drei Beispielen aus dem Sample illustrieren, dass alle hier für den Niedergang der Freundschaften aufgeführten möglichen Gründe eine Rolle spielen.

Erstes Beispiel: Irina kommt 1990 im Alter von 21 Jahren zusammen mit ihrem russisch-jüdischen Ehemann nach Berlin. Die Eltern bleiben in Moskau. Irina hatte schon bis kurz vor dem Examen Psychologie studiert. In Berlin beginnt sie ein BWL-Studium, das sie im Jahr 2000 mit dem Diplom abschließt. Sie arbeitet in verschiedenen Firmen im Bereich Steuerberatung, allerdings besteht sie die Prüfung zur Steuerberaterin auch nach zwei Versuchen nicht. 2005 wechselt sie dann als Geschäftsführerin zu einer Immobilienfirma, diese Tätigkeit übt sie nach einem weiteren Firmenwechsel bis heute aus. 2002 sind auch ihre Eltern aus Moskau nach Berlin gekommen. Finanziell geht es dem Ehepaar so gut, dass sie sich vor ein paar Jahren eine große, ansehnliche Wohnung kaufen konnten. Irina lernt ihre ersten Freunde in Deutschland im Wohnheim, im Studienkolleg und an der Uni kennen. Später erweist sich eine Stelle als studentische Hilfskraft als besonders förderlich für den Kontakt mit Deutschen. Bei den beiden ersten Interviews nennt sie je eine deutsche Freundin und sieben bzw. acht Freunde aus der Herkunftsgesellschaft. Beim dritten Interview sind es

vier Freunde aus Russland und vier aus Deutschland, wobei eine Freundin sogar im ersten Kreis platziert wird, was höchst selten vorkommt. Beim letzten Interview gibt sie niemanden aus Deutschland und nur vier aus Russland stammende Freundinnen an. Diese Veränderungen lassen sich folgendermaßen erklären.

2013 bekommt Irina im relativ hohen Alter von 44 Jahren eine Tochter. Mit ihrer anstrengenden Berufstätigkeit und der kleinen Tochter bleibt Irina für Freunde kaum noch Zeit. So berichtet sie, dass sie ihrer Mutter immer sagt: „Du bist für ihre (der Tochter) intellektuelle Entwicklung zuständig, weil ich keine Zeit habe." Und an anderer Stelle sagt sie: „Meine Eltern haben mehr Freunde als ich, die haben mehr Zeit, was ich nicht habe." Außer dem Zeitmangel nennt Irina aber noch einen weiteren Grund dafür, dass ihr Freundeskreis so geschrumpft ist. Die Freunde aus der Studienzeit sind häufig aus Berlin fortgezogen. In den ersten Jahren der Berufstätigkeit hatte sie auch Freunde in der Firma gefunden, „früher waren wir alle gleich, alle Assistenten", seitdem ist sie aufgestiegen, und dieser Aufstieg ist der Anbahnung von Freundschaften nicht förderlich. Irina formuliert es so: „Ich mache keine Freunde mehr im Beruf." Auch wenn sie es ein bisschen bedauert, weniger Freunde zu haben als früher, so scheint ihr Interesse an Freundschaften – ganz im Sinne der Lebensphasenthese – insgesamt geringer geworden zu sein.

Zweites Beispiel: Alexander kommt 1990 allein nach Berlin. Er ist 22 Jahre alt und hat bereits einige Semester Medizin in seiner Heimatstadt Moskau studiert. Nach Abschluss seines Studiums und der Facharztausbildung zum Internisten arbeitet er zunächst in verschiedenen Kliniken, wo er sich aber „unglücklich" und nicht willkommen fühlt. Er wechselt daher zu einer Tätigkeit in einem privatärztlichen Notdienst, die er bis heute ausübt. Seine Frau, eine Amerikanerin, und er haben sich nach etwa sechsjähriger Ehe getrennt. Der nunmehr elfjährige Sohn lebt mit seiner Mutter in den USA.

Alexander kommt zunächst als Tourist nach Berlin und entscheidet sich erst nach vielem Hin und Her zu bleiben. Von Anfang an bis in die Gegenwart nimmt er die Deutschen als „rassistisch" wahr, womit er fremdenfeindlich und nicht antisemitisch meint. Diese kritische Haltung hindert ihn aber nicht daran, Freundschaften mit Deutschen zu schließen. Auf seinen zahlreichen Reisen findet er außerdem viele neue Freunde verschiedener Nationalitäten. In den drei ersten Interviews nennt Alexander von allen Befragten die meisten Freunde in einem Netzwerk, das sich in etwa gleichen Teilen aus Deutschen, Angehörigen anderer Nationalitäten und Mitmigranten zusammensetzt. Im ersten Interview nennt er 18, im zweiten Interview 17 und im dritten Interview 21 Freunde. Beim vierten Interview führt er nur noch sechs Freunde auf, von denen drei aus Russland und drei aus Deutschland stammen. Als ich ihn darauf anspreche, dass sich sein Netzwerk so verkleinert habe, sagt er: „Ich war jung und naiv". Er habe damals eine wilde Zeit durchlebt und alle möglichen Leute als Freunde bezeichnet. Er interpretiert den Schwund an Freunden also nicht etwa als Verlust, Folge von Konflikten oder Zeitmangel; vielmehr hält er aus seiner heutigen Sicht seine damaligen Angaben für übertrieben. Möglich wäre allerdings auch, dass er den Niedergang seines Netzwerks herunterspielt, weil er ihm peinlich ist. Mit anderen Worten: Nicht nur die Gelegenheitsstrukturen, Freundschaften zu schließen, differieren in verschiedenen Lebensphasen, sondern auch die Bereitschaft, jemand anderen als Freund zu bezeichnen.

Drittes Beispiel: Julia migrierte mit ihren Eltern im Alter von 18 Jahren aus einem der baltischen Länder nach Berlin. Die Eltern, beide von Beruf Ingenieur bzw. Ingenieurin und in sicheren Positionen, waren ökonomisch gut gestellt. Nach dem Grund für die Migration befragt, sagt Julia:

> *Und der Grund eigentlich war ich selbst. Also sie wollten es für mich machen. Also der Grund war eigentlich mein Studium und nichts anderes.* (Julia 1996)

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Berlin besucht Julia einen Sprachkurs an einer Berliner Universität. Auf den Sprachkurs folgt ein Jahr Studienkolleg und darauf das Studium der Volkswirtschaftslehre.

Auf die Frage nach dem Titel des Migrationsbuches antwortet Julia: „Alles ist schaffbar, man soll es nur wollen". In diesem Sinne hat sie bereits zum zweiten Befragungszeitpunkt zweieinhalb Jahre später ihr Studium erfolgreich abgeschlossen und eine Stelle bei einer großen Bank angetreten.

Julia hatte drei Angebote, aus denen sie wählen konnte. Hierzu bemerkt sie:

> *Wer die Qual hat, hat die Wahl, aber trotzdem ist es sehr schön, wählen zu dürfen für mich, die gar keine Deutsche ist und deutsche Konkurrenz aushalten musste, und das ist auch klar und verständlich, wenn, dass die Leute nicht unbedingt glücklich sind, jemanden anderen zu nehmen, wenn sie auch einen Deutschen nehmen könnten.* (Julia 1998)

Damit geht Julia davon aus, dass, obwohl „die Leute" lieber einen Deutschen einstellen würden, sie nicht umhinkonnten, sie, die Nicht-Deutsche, aber offensichtlich Qualifiziertere zu nehmen. Hier kommt einmal die selbstsichere Bildungsbürgerin zu Worte, zum anderen aber auch die russisch-jüdische Migrantin, die weiß, dass man besser sein muss als die einheimische Konkurrenz.

Vier Jahre später, zum dritten Befragungszeitpunkt, lebt Julia allein in einer kleinen Wohnung im teuersten Viertel von Berlin. Nach der Trennung von ihrem deutschen Mann ist dieser kurze Zeit später an einer Gehirnblutung gestorben. Julia arbeitet noch immer bei der gleichen Bank, ihr Spezialgebiet ist das Auslandsgeschäft in Osteuropa, eine Tätigkeit, die ihr prinzipiell gut gefällt. Gleichwohl möchte sie sich verändern.

> *Langsam habe ich das Gefühl, dass ich da nicht mehr allzu viel dazu lernen kann, das heißt nicht, dass ich alles weiß, aber genügend weiß, um nicht mehr so motiviert zu sein, noch die Einzelheiten und die Tiefen noch in jeder Einzelheit zu erfahren, zu ergründen, und deswegen muss ich mich wahrscheinlich verändern.* (Julia 2002)

Julia ruht sich also keineswegs auf ihren Lorbeeren aus, sondern betrachtet ihren Bildungsweg noch nicht als abgeschlossen. Damit entspricht sie vollkommen der Forderung nach „lebenslangem Lernen", wie dies allenthalben propagiert wird. Und dennoch, je mehr sie sich den Standards der deutschen „Leitkultur" anpasst, umso stärker registriert sie die Unterschiede zwischen sich und den deutschen Kollegen. Sie, die von Anfang an eine strikte Assimilationsstrategie vertrat und ihre russisch-

jüdischen Mitmigranten tadelte, sich zu wenig an die deutschen Verhältnisse anzupassen, stellt nunmehr fest:

> *Ich bin einfach grundsätzlich vollkommen anders, das habe ich jetzt erkannt. Damals, wahrscheinlich auch die ersten zweieinhalb Jahre auf der Arbeit habe ich mich eigentlich nur darum bemüht, zu sehen, wie die anderen was tun, und nachzumachen, also mich weiterhin zu integrieren sozusagen und zu lernen, und deswegen habe ich angenommen, was die da tun, ist richtig irgendwie, so gehört es sich. Und jetzt denke ich, ich bin einfach anders, das, was die machen, muss man nicht mitmachen, man muss für sich eine optimale Lösung suchen und finden.* (Julia 2002)

Dementsprechend desillusioniert fällt denn auch diesmal der Titel des Buches über die Migrationsgeschichte aus:

> *Da muss ich nachdenken, das ist nicht einfach, so was wie „Rein und raus". Ich habe das wirklich mit vollem Herzen mitgemacht, die Integration und die sozusagen wieder zurück aus der fremden Welt, ja also ich habe mich, es war mein Weg offensichtlich, rein intuitiv entschieden, also rein und raus ist es auch.* (Julia 2002)

Dazu passt auch ihre Haltung zur Einbürgerung. Auf die Frage, ob sie inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft habe, antwortet sie:

> *Nein, weil ich zu faul bin, aber inzwischen ist es nicht nur Faulheit, auch das, ich weiß nicht, bequemer wäre es allemal, aber ansonsten, ich bin keine Deutsche.* (Julia 2002)

Zum vierten und letzten Befragungszeitpunkt ist Julia seit 2004 mit einem deutschen Rechtsanwalt verheiratet und Mutter von achtjährigen Zwillingen. Auch wenn sie mittlerweile die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat, bleibt ihr Verhältnis zur deutschen Kultur distanziert. So sagt sie:

> *Ich behaupte nicht mehr, mich in Richtung Deutsche zu entwickeln, stattdessen ist es mir gelungen, mein russisches Ich wieder zu entdecken.* (Julia 2014)

Auch wenn nicht explizit so deutlich formuliert, trifft dieser Satz vom wiedergefundenen russischen Ich auch auf andere Befragte zu und, nicht erstaunlich, in erster Linie auf die, die in früheren Jahren die Integrationsstrategie verfolgt hatten.

Da Julia, wie sie im Rückblick sagt, bei der großen Bank, in der sie gearbeitet hatte, zunächst gemobbt und später mehr oder weniger kalt gestellt wurde, begann sie gleichsam hinter dem Rücken ihres Arbeitgebers eine Ausbildung zur Steuerberaterin. Es waren harte Jahre, die Zwillinge, die Arbeit bei der Bank und die Ausbildung. Zeitweise hätten ihre Kinder sie „Papa" genannt, weil sie so wenig präsent war. 2009, nachdem sie die sehr schwere Prüfung zur Steuerberaterin bestanden hat, eröffnet sie in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms ihre Kanzlei. Ihre Mandanten sind in erster Linie „neue Russen", wie sie sagt, also Russen, die ihr Geld in Deutschland anle-

gen und somit auch versteuern müssen. Besonders stolz ist sie darauf, dass man sie, die Migrantin, in den Vorstand der Steuerberaterkammer gewählt hat. Eine Position, die gleichsam die Krönung ihrer erfolgreichen Karriere bildet.

Parallel zu Julias sozialem Aufstieg reduziert sich sukzessive ihr Freundeskreis von acht Freunden zu T1, sieben zu T2, fünf zu T3 auf null zu T4. Als die Interviewerin etwas erstaunt konstatiert: „Freunde in dem Sinne haben Sie also nicht", erwidert Julia:

> *Nein, ich fordere von mir selbst sehr viel, und man fordert von seinen Freunden das Gleiche. Es war zu viel für meine Freunde, was ich ihnen geraten habe. Sie konnten meinen Ansprüchen nicht entsprechen. Sie gehen mir lieber aus dem Weg und jammern weiter.* (Julia 2014)

Die alten Freunde, die aus dem Baltikum stammen und ihren Ansprüchen auf sozialen Erfolg nicht genügen, hat sie hinter sich gelassen, aber neue, möglicherweise deutsche Freunde hat sie nicht gefunden und vermutlich auch nicht gesucht.

Julias Freundschaften scheiterten daran, dass ihre Freunde nicht gleichermaßen Karriere machten wie sie selbst. Umgekehrt hat sich Lida, eine andere Befragte, von einigen Freunden getrennt, die sich, wie sie sagt, heute einbilden, etwas Besseres zu sein und auf sie herab sehen, weil sie mehr verdienen.

Zusammenfassung

Unter migrationstheoretischen Gesichtspunkten und unter Rekurs auf die eingangs erwähnten Indikatoren für eine gelungene Akkulturation können wir konstatieren, dass die kognitive Akkulturation vollständig gelungen ist. Alle Befragten sprechen fließend Deutsch und kennen sich mit den Regeln und Normen der deutschen Gesellschaft aus. Bezüglich der strukturellen Akkulturation ist die Situation nicht eindeutig. Einerseits arbeitet keiner unterhalb seines Qualifikationsniveaus, andererseits verweist die starke Beteiligung an einem transnationalen russischen Arbeitsmarkt darauf, dass dort entweder die Gelegenheitsstrukturen für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit günstiger sind und/oder dass man eine Tätigkeit mit Bezug zur Herkunftsgesellschaft der Integration in den deutschen Arbeitsmarkt vorzieht. Was die sozialen Beziehungen zu Einheimischen betrifft, so verbleiben diese auf einem konstant niedrigen Niveau und verringern sich sogar im Vergleich zur vorletzten Befragung im Jahre 2002/2003. Gleichwohl scheint es nicht so zu sein, dass die relativ geringe Anzahl deutscher Netzwerkmitglieder und die Bevorzugung sozialer Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft die identifikative Akkulturation beeinträchtigen. Wie das Beispiel von Mark zeigt, trägt das Vertrauen in die Institutionen des Rechtsstaats vermutlich mehr zur identifikativen Akkulturation bei als soziale Beziehungen zu Einheimischen. Schließlich haben alle bis auf die beiden erwähnten Ausnahmen die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, die Mehrheit der Befragten nimmt an den Wahlen teil, und alle haben ihre Bleibeabsicht signalisiert.

Betrachten wir dagegen die Netzwerkveränderungen der russisch-jüdischen Migranten aus einer lebenslaufbezogenen Perspektive, zeigt sich ein etwas anderes Bild. Der tendenzielle Schwund von Freundschaften, und zwar sowohl zu Einheimischen wie zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft, hat demnach offenbar weniger mit dem

Migrationsprozess als mit den Unterschieden zwischen jungem und mittlerem Erwachsenenalter zu tun. Von einer Lebensphase zur anderen haben sich nicht nur die Gelegenheitsstrukturen zur Pflege von Freundschaften verringert, sondern ebenso das Interesse an diesen Beziehungen wie auch die Bereitschaft, jemanden als Freund zu bezeichnen. Auch die unterschiedliche Entwicklung des jeweiligen Sozialstatus der Freunde, die zur Beendigung einer Freundschaft führen kann, ist nicht notwendigerweise Folge des Migrationsprozesses, sondern gehört zu den Alltagserscheinungen sozial ungleicher Gesellschaften.

LITERATUR

Beck, Ulrich und Edgar Grande (2010): Jenseits des methodologischen Nationalismus Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne, in: Soziale Welt 61, 187-216. https://doi.org/10.5771/0038-6073-2010-3-4-187

Bell, Robert, R. (1981) Worlds of Friendship. London: Sage Publications Inc.

Berry, John, W. (1990): Psychology of Acculturation. Understanding Individuals Moving Between Cultures, in: Richard W. Brislin (Hg.): Applied Cross-Cultural Psychology. Newbury Park, London, New Delhi: Sage Publications, 232-253.

Berry, John, W. (2001): A Psychology of Immigration, in: Journal of Social Issus. Vol. 57, No. 3, 615-631.

Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 696-716.

Esser, Hartmut (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.

Esser, Hartmut (2001): Integration und das Problem der „multikulturellen Gesellschaft", in: Ursula Mehrländer und Günther Schultze (Hg.): Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration. Bonn: Dietz, 64-91.

Esser, Hartmut (2008): Assimilation, ethnische Schichtung oder selektive Akkulturation? Neuere Theorien der Eingliederung von Migranten und das Modell der intergenerationalen Integration, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 48, Migration und Integration, 81-107.

Gordon, Milton M. (1964): Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origin. New York: Oxford University Press.

Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen. Stuttgart: Enke. https://doi.org/10.1515/9783110509045

Integrationsreport (2010): Interethnische Kontakte, Freundschaften Partnerschaften und Ehen von Migranten in Deutschland. Working Paper 33. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/WorkingPapers/wp33-interethnische-kontakte.pdf?__blob=publicationFile (26.10.2016).

Kahn, Robert L. und Toni C. Antonucci (1980): Social Networks in Adult Life. Network Questionnaire. The University of Michigan.

Marbach, Jan H. (2007): Verwandtschaft und Freundschaft im Lichte familienbezogener Umfragedaten: Empirische Befunde und theoretische Folgerungen, in: Johannes F.K. Schmidt, Martine Guichard, Peter Schuster und Fritz Trillmich (Hg.): Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme. Konstanz: UVK, 65-96.

Portes, Alejandro und Ruben G. Rumbaut (2001) : Legacies. The Story of the Immigrant Second Generation. Berkeley: University of California Press.

Pries, Ludger (2007): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Remennick, Larissa (2013): Russian Jews on Three Continents: Identity, Integration, and Conflict. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.

Schoeps, Julius H., Willi Jasper und Bernhard Vogt (Hg.) (1999): Ein neues Judentum in Deutschland? Fremd- und Eigenbilder der russisch-jüdischen Einwanderer. Potsdam: Verlag für Berlin Brandenburg.

Schütz, Alfred (1944/1972): Der Fremde, in: Arvid Brodersen (Hg.): Gesammelte Aufsätze. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Martinus Nijhof, 70-84.

Schütze, Yvonne (1997): „Warum Deutschland und nicht Israel?" Begründungen russischer Juden für die Migration nach Deutschland, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 10, 186-208.

Schütze, Yvonne (2000): „Ich bin nur ein Jude und dann ein Russe". Der Akkulturationsprozess russischer Juden im Zeitverlauf, in: Soziale Welt. Jahrgang 51, Heft 3, 303-324.

Schütze, Yvonne (2006): Quantitative und qualitative Veränderungen in den sozialen Netzwerken junger Migranten – eine Langzeitstudie, in: Betina Hollstein und Florian Strauß (Hg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS, 311-332. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90074-2_12

Wrzus, Cornelia, Martha Hänel, Jenny Wagner und Franz J. Neyer (2012): Social Network Changes and Life Events across the Life Span: A meta-Analysis. Psychological Bulletin, Advance online publication.

Zusammenfassung

Aus einer Langzeitstudie (vier Befragungen zwischen 1995 und 2015) über russisch-jüdische Migranten und Migrantinnen werden Ergebnisse zu Veränderungen der sozialen Netzwerke im Zeitverlauf dargestellt und diskutiert. Die Ergebnisse lassen sich zu zwei Thesen verdichten: Erstens, die sozialen Beziehungen zu Deutschen stagnieren auf einem konstant niedrigen Niveau. Diese Zurückhaltung gegenüber den Einheimischen ist zum Teil der starken Verankerung in der russischen Kultur geschuldet, so arbeitet z.B. die Hälfte der Befragten als „Dienstleister" für Russen. Zweitens hängt die Verringerung der sozialen Beziehungen auch zu Mitgliedern aus der Herkunftsgesellschaft weniger mit dem Migrationsprozess als mit der Lebensphase des mittleren Erwachsenenalters zusammen.